

119 – ein Rückblick auf die Pfarreibesuche in 15 Erfahrungen

Jede Pfarrei ist anders. Das haben wir auch schon vorher gewusst. Und deswegen ist eine Auswertung nur dann sinnvoll, wenn wir die jeweilige Pfarrei noch einmal in den Blick nehmen und ganz speziell danach fragen, was wir dort beobachtet haben – und welche Anregungen für einen weiteren Weg vielleicht hilfreich sein können.

Dennoch zeigen sich einige Linien, Tendenzen und Entwicklungsprozesse, die etwas aussagen über die Zukunft der Kirche von Hildesheim, aber auch über die Herausforderungen, die vor uns liegen.

1. Worum es ging

Es geht nicht zuerst um Strukturen. Es geht um das Evangelium. Es geht um unsere Erfahrungen mit Jesus Christus. Und doch: In den vergangenen Jahren haben wir uns vornehmlich mit Strukturen beschäftigt: Pfarreien wurden fusioniert und zusammengelegt, Immobilien wurden bewertet, und Kirchen wurden geschlossen. Weniger Geld führte dazu, dass wir nicht mehr Personal einstellen konnten. All das schmerzte, weil es deutlich machte, dass ein bestimmtes und so prägendes und gewohntes Bild der Kirche in Zukunft nicht mehr funktionieren kann und wird.

Aber, und das ist vielleicht das Tragischste der notwendigen Kürzungen: die eigentliche Problematik bestand in einem immensen Vertrauensverlust. Dieser Vertrauensverlust ist das Ergebnis von Begegnungen und Prozessen, in denen die Christ*innen vor Ort oft nicht den Eindruck hatten, auf Augenhöhe behandelt zu werden. Es wirkte zu oft wie eine Überwältigung – und das hat nachhaltig das Klima der weiteren Entwicklung beschädigt. Diese Spuren konnten wir überall entdecken. Hinzu kam: in den vergangenen Jahren haben die Christen vor Ort ambivalente Erfahrungen mit den Verantwortlichen aus den Abteilungen des Bischöflichen Generalvikariats in Hildesheim gemacht: oft kamen unterschiedliche Botschaften von dort, auch bei Visitationen, aber auch bei den Besuchen unterschiedlicher Abteilungen...

Diese Erfahrungen zogen sich durch die Besuche, und machten noch einmal deutlich, dass durch immer neue Ideen und Maximen die Leute verunsichert sind – gibt es überhaupt eine Linie der Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim? Und uns begegnete neben dem offenen Misstrauen auch des Öfteren Unglauben: Wollt ihr wirklich eine lokale Kirchenentwicklung, die so viel Verantwortung an den Ort verankert?

2. Geistlicher Hunger

Jedes Treffen – mit wenigen Ausnahmen – begann mit einem Bibelgespräch. Fast immer war es die Brotvermehrungsgeschichte bei Markus. Ganz unabhängig davon, was in den einzelnen Gesprächen jeweils ans Licht kam – eines wurde überall deutlich: es ist möglich und auch sehr einfach, mit Christinnen und Christen über den Glauben ins Gespräch zu kommen, Schrift und aktuelle Situation miteinander zu verbinden. Das ist ein erstes wichtiges Ergebnis der Besuche, dass es in unseren Gemeinden einen Wunsch nach geistlicher Vertiefung gibt, der häufig durch das Aktivitätenprogramm und zuweilen durch die Liturgie nicht gestillt wird. Umgekehrt ist zu fragen, ob Priestern und Hauptberuflichen hinreichend bewusst ist, dass Gläubige heute nach

intensiver und guter geistlicher Nahrung suchen. Unser Eindruck war: das ist nicht so klar, wie es scheint – und umgekehrt: es braucht dringend eine spirituelle Durchdringung allen Nachdenkens über die Kirche und das Leben des Christseins heute. von einer religiösen Sprachlosigkeit dagegen kann nicht die Rede sein. Sie wird bloß zu wenig geübt und gefördert.

3. Hohes Engagement

Es gibt eine hohe Zahl von Engagierten in Pfarreien, die sich in verschiedenster Weise einbringen. Es sind nicht wenige. An allen Orten wird mit hoher Intensität und Engagement versucht, Kirche zu gestalten. Es ist eher normal, auch in kleinen Pfarreien weit über 100 Engagierte zählen zu können – in größeren Pfarreien sind es weitaus mehr. Es gibt also eigentlich keinen Mangel.

Wenn wir bei den Treffen fragten: Was ist bei Ihnen stark? war unter den Antworten fast immer: „die Ehrenamtlichen!“. Auch wenn vieles schwierig ist – in den Gemeinden und Pfarreien unseres Bistums fehlt es nicht an Menschen, die da sind, sich engagieren, einen Blick dafür haben, was zu tun ist, sich mit viel Liebe und Verantwortungsbereitschaft einbringen. Und das ist die erste „frohe Botschaft“, die wir bei den Besuchen hören konnten: Kirche ist lebendig durch Menschen und durch das, was sie sind und tun. Dabei ist den einzelnen oft nicht bewusst, welches Potential in ihnen schlummert. Welche Kraft würde entstehen, wenn Menschen erkennen, dass das was sie schon sind und tun, gut ist und dass sie in den Spuren Jesu gehen.

4. Unsichtbare Kirche

Wir hatten den Pfarrern und Gremien überlassen, wen sie zu unserem Treffen einladen. Dabei hatten wir auch immer darum gebeten, dass eventuelle Leiter*innen katholischer Einrichtungen mit eingeladen werden. Auch die Caritaseinrichtungen konnte man einladen. Insgesamt ist das nicht immer passiert. Aber selbst wenn Leiter*innen von Kindertagesstätten dabei waren, drehte sich das Gespräch über die Kirche häufig nur um die internen Gemeindefragen. Die Weitung des Kirchenverständnisses hin auf unterschiedliche Orte ist vielfach noch nicht im Blick. So kann leicht behauptet werden, man würde nichts für Familien tun – und gleichzeitig sitzen drei Leiter*innen von Kindertagesstätten in der Runde, die insgesamt 200 Kinder und damit 200 Familien begleiten. Wer so den Blick auf Gemeinde und ihre Gruppen begrenzt, bekommt also den Reichtum kirchlichen Lebens nicht in den Blick. Kirchlicher Reichtum bleibt unsichtbar.

5. Aufbrüche

Kirche entwickelt sich, sie ist lebendig – auch in den Gemeinden. Wenn wir hinhörten auf die Stärken der Gemeinden, dann wurde sehr oft deutlich, dass neben dem intensiven Engagement für Gruppen gerade die diakonische Perspektive in den letzten Jahren zugenommen hat. In der Tat hat die Sorge um die Flüchtlinge viel bewirkt: Initiativen haben begonnen, die in vielfältiger Weise der Flüchtlingsarbeit gewidmet sind. Hier zeigte sich in den vergangenen Jahren ein echter Aufbruch, der noch nicht zuende ist. Aber es sind nicht nur Flüchtlingsinitiativen: auch Tafeln, Mittagstische, Mitarbeit in Altenheimen bringen zum Ausdruck, dass sich die jeweilige Gemeinde in das soziale Leben einbringt.

In starker Entwicklung befinden sich auch liturgische Dienste: Lektor*innen, Kommunionhelfer*innen, Ministrant*innen und nun auch Beerdigungsleiter*innen – eine wirklich große

Zahl von Christen bereichert in dieser Weise die Feier der Liturgie. Hier liegen unglaubliche Chancen für die Vertiefung des christlichen Glaubens, ein Potential und eine dahinterliegende Sehnsucht, die es wert sind wahrgenommen zu werden.

6. Ahnungen eines Abbruchs

„Die Alten werden immer älter, und haben auch keinen Nachwuchs mehr“, so lässt sich eine wichtige Erkenntnis pointiert zusammenfassen: es gibt immer weniger klassische „Gemeindeguppen“, sie überaltern und sterben aus – oder kommen nicht mehr zustande. Besonders gilt dies für Kinder- und Jugendgruppen. Es gibt natürlich unterschiedliche Gründe dafür, aber in der Grundlinie hat dies in der Tat damit zu tun, dass die Bindungskraft der Gemeinde nachlässt, und auch die Art, wie Menschen sich in Gemeinschaft binden.

Eigentlich ist dies kein Wunder. Wir wissen es schon lange. Die Art und Weise, wie Menschen sich auf den christlichen Glauben einlassen, hat sich fundamental geändert: die selbstverständliche christliche Sozialisation ist seit Jahrzehnten (!) Vergangenheit, die Bindungskraft der Gemeinden nimmt ab, Menschen bestimmen selbst, wie sie glauben, welchen Zugang sie wählen: „Wir sind als Kirchen noch nicht damit klargekommen, dass die Menschen tun, was sie wollen“.

Das zeigt sich auch beim sogenannten Gottesdienstbesuch: wer klassisch auf den Sonntag schaut, wird seit Jahrzehnten (!) sinkende Zahlen notieren können, und das wirkt sich natürlich auch in den Gemeinden aus.

Ja, es gibt einen Abbruch: die beiden „klassischen Indikatoren“ des Gemeindelebens – Gruppen und sonntäglicher Gottesdienstbesuch – ist nur noch für eine kleiner werdende Gruppe von Christ*innen relevant. Damit ist nur gesagt, dass sich Christsein in Zukunft vielfältiger als in Gemeinden abspielen wird. Aber natürlich ist ein großer Schmerz darüber spürbar – und es fällt vielen schwer, die Chancen einer Vervielfältigung kirchlichen Lebens zu sehen, zu schwer wiegt der Verlust einer gemeinsamen Gemeindekultur „aller“.

7. Herausforderungen und verborgene Chancen

Alle Gemeinden des Bistums spüren eine, vielleicht *die* entscheidende Herausforderung – seit Jahrzehnten: „Wie finden wir Nachwuchs?“ und präziser: „Wie können wir den Glauben weitergeben?“

Das sind zwei verschiedene Fragen: die eine richtet sich auf den Selbsterhalt. Wie können Menschen gewonnen werden für die bestehende Gemeinschaft der Gemeinde. Es wird deutlich, dass für Dienste und Engagement in den Gemeinden nicht mehr so viele Menschen zur Verfügung stehen. Und das führt auch dazu, dass viele Engagierte sich überlastet fühlen. Realistisch ist hier zu sagen, dass es sehr wohl Menschen gibt, die sich in Gemeinden gerne engagieren.

Dazu aber braucht es eine gastfreundliche und beziehungsorientierte Kultur der Gemeinde. In der Tat hängt viel davon ab, ob Menschen, die „neu“ dazukommen, gesehen, gewürdigt und ins Spiel gebracht werden. Aber dann kann es nicht darum gehen, dass sie es genauso machen, „wie es immer war“: sie brauchen Freiheit und Gestaltungsraum – es braucht also auch eine neue Kultur des Engagements, und dies ist in einigen Gemeinden auch zu beobachten.

Besonders schwierig ist aber in manchen Gemeinden, dass bestimmte Aufgaben sehr dominant von bestimmten Personen wahrgenommen werden. Und noch schwieriger wird es, wenn das Bild von „Gemeinde“ so festgelegt ist, dass in jedem Fall ein bestimmtes „Set“ von Aktivitäten durchgeführt werden muss. Die Chance der zukünftigen Entwicklungen liegt aber darin, dass die Christ*innen vor Ort ihre Stärken und Grenzen gut wahrnehmen, und das, was ihnen geschenkt ist, ins Leben bringen. Kirche muss nicht einem bestimmten Bild entsprechen, sondern lebt aus den Gaben, Talenten und Kompetenzen, die vorhanden sind. Dann aber sind die Chancen nicht schlecht, dass Gemeinden sich – in aller Unterschiedlichkeit und ohne Selbstüberforderungen – weiterentwickeln. Das ist an vielen Orten schon sichtbar.

8. Weitergabe des Glaubens als zentrale Frage

Es ist in vielen Pfarreien eine frustrierende Erfahrung: Kommunionkinder und Firmbewerber*innen, Eltern und Angehörige lassen sich durch die Sakramentenvorbereitung nicht einbinden. Sie sind vorher nicht präsent, und nachher auch nicht. Das ist ein großer Schmerz für viele und führt zu großer Ratlosigkeit: „Wir können unseren Glauben nicht weitergeben, jedenfalls nicht so, dass unsere Programme dazu führen, dass Kinder und Jugendliche, und gerade auch Familien, sich auf Dauer in der Gemeinde beheimaten“ – so der Tenor, den wir überall gehört haben.

Es ist dabei spürbar, dass die Weitergabe des Glaubens ein großes Anliegen ist. Dass es in unseren Gemeinden sehr viel Energie sehr viel Leidenschaft für dieses Thema gibt. Deswegen liegt hier auch eine große Chance. Es braucht die Einsicht, dass in der heutigen gesellschaftlichen Wirklichkeit Glaube an Christus längere Wege braucht, die oft bis ins Erwachsenenalter dauern. Glaube ist nicht selbstverständlich – sondern ein Geschenk. Wo glaubwürdige Zeugen ihre Geschichten des Glaubens und des Evangeliums erzählen; wo etwas erfahrbar wird von der Kraft des Glaubens im Tun und Handeln – etwa in der Diakonie, in Obdachlosentreffs oder Sprachkursen; oder wo Liturgie so gefeiert wird, dass junge Menschen – Kinder, Jugendliche und Eltern – sich angesprochen fühlen; überall dort sind Menschen neugierig, fragen nach, werden berührt. Es gibt gute Erfahrungen der Glaubensweitergabe, die viel zu wenig bekannt sind. – und es braucht den Austausch über diese Erfahrungen, damit die große Aufgabe der Glaubensverkündigung mit neuem Mut angegangen wird.

9. Selbsterhalt als Grundorientierung

Eine entscheidende Grenze wurde bei vielen Pfarreibesuchen deutlich: Ratlosigkeit, Frustration und Aggressivität, Sorge um die Zukunft und depressive Abbruchsängste brechen deswegen auf, weil ein ganz bestimmtes, emotional besetztes Kirchenbild der Vergangenheit zum „Lesemuster“ wird: von einer prallen und vollen Volkskirche aus gesehen, wirkt alles wie ein Abbruch. Aber sobald andere Bilder vorhanden sind, der liebevolle Blick für das Schwache und die zarten Triebe des Neubeginns, entwickeln sich Gelassenheit und Vertrauen auf die gottgeschenkte Zukunft, wird die Gegenwart nicht mehr unter dem Stichwort des Defizits gelesen, sondern gestaltet, was möglich ist. In der Tat ist ja die Kirche, und auch die Gemeinde, nicht an eine bestimmte Form gebunden.

Zu dieser Perspektive sind nur sehr wenige Menschen in den vergangenen Jahren ermutigt worden. Und deshalb gibt es einen intensiven Kampf um den Erhalt des Bisherigen – nur an wenigen Stellen einen gelassenen Aufbruch ins Neuland. Oft denken Christ*innen in den

Gemeinden dabei, dass „Hildesheim“ einen solchen Selbsterhalt erwartet und damit fühlen sich viele überfordert. Es war für viele eine Überraschung, dass gerade wir „Hildesheimer“ ermutigten, neue Wege zu gehen. Vielleicht ist dies die wichtigste Herausforderung: wie können wir mit Leidenschaft Kirche gestalten, mit dem, was vor Ort lebendig und kraftvoll ist – und nicht nach hinten schauen und klagen. Wie kann eine solche Perspektive gefördert werden?

10. Chancenreiche Ökumene – chancenreiche Vielfalt

In vielen Gemeinden findet diese Weitung des Blickes schon statt: eine selbstverständliche ökumenische Zusammenarbeit macht deutlich, dass hier noch weitere Potentiale liegen. In den Städten, aber gerade auch auf dem Land könnte noch intensiver ökumenische Zusammenarbeit gewagt werden. Die Möglichkeiten dazu sind da, und werden auch schon gepflegt. Und wie könnte – in einer Erfahrung der Diaspora – die Bildung ökumenischer Gemeinden vor allem auf dem Land ermutigt werden?

Eine wichtige und zentrale Herausforderung ist das Ineinanderspiel von Einheit und Vielfalt. In der Tat hat es hier eine tiefgreifende Störung gegeben: die Zusammenführung der Pfarreien führte zur Idee, dass vieles vereinheitlicht werden müsse, dass man nur noch von einer Gemeinde sprechen könnte. Das ist – bis heute – nur sehr begrenzt gelungen, und es ist in der Tat auch nicht das Ziel der Kirchenentwicklung: es geht eher vielmehr darum, im Rahmen einer Pfarrei viele verschiedene und lokale Gemeinde- und Kirchenwirklichkeiten zu ermöglichen. Im Hintergrund steckt hier eine echte Herausforderung an die eigenen inneren Bilder: wieviel Vielfalt ist möglich – und was bedeutet im Kontext christlicher Gemeinde „Einheit“. Dies ist in den meisten Gemeinden nicht wirklich geklärt, und wird widersprüchlich beantwortet. Diese Frage wird noch drängender, schaut man auf die Vielfalt der Kulturen und kirchlichen Traditionen, die in unserem Bistum zusammenkommen – und auf die Vielfalt kirchlicher Orte, kirchlicher Milieus.

11. Die Feier der Eucharistie und neue Formen der Liturgie

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass für die Christ*innen in unseren Gemeinden, die wir getroffen haben, die Feier der Eucharistie ein wesentlicher Mittelpunkt des christlichen Lebens ist. Die Frage der Messe ist das nervöse Zentrum der Gemeinden, die wir besucht haben. Das gilt in jeglicher Richtung: denn einerseits leben die Christ*innen aus der Eucharistie, andererseits leiden sie auch, wenn diese Feiern nicht spirituell nährend sind. Aber in allen Pfarreien ist die Feier der Messe am Sonntag das wesentliche Merkmal ihrer Identität. Sehr viel Energie und Kraft wird in ihre Gestaltung investiert.

Zugleich aber wachsen neue Formen der Liturgie. In den letzten Jahren sind viele neue Formen von Liturgien entstanden: Segensfeiern bei der Einschulung, Abendgebete, Feiern zu unterschiedlichsten Anlässen an den unterschiedlichsten kirchlichen Orten. Es gibt keinen Mangel, sondern eine hohe Kreativität, die allerdings kaum sichtbar geworden ist: wir haben eine reiche liturgische Kultur, die gefördert werden muss. Zugleich wächst auch die Erkenntnis, dass an vielen Orten die Eucharistie am Sonntag nicht mehr oder nicht mehr so oft gefeiert werden kann. Die offene Frage ist, wie dann Wortgottesfeiern angemessen gefeiert werden können – und wie und ob hier Kommunionfeiern sein können.

12. Neue Formen von Kirche und die eine Gemeinde

In vielen Pfarreien unseres Bistums ist weiterhin eine gewachsene Gemeindeform prägend, in die möglichst alle integriert werden sollen. Es zeigt sich aber, dass viele Katholik*innen sich nicht oder nur teilweise in diese recht intensive Gemeinschaftsform einbinden lassen. Es wird deutlich, dass es einer neuen Sichtweise bedarf. Wie können sich – im Kontext einer Pfarrei – unterschiedliche Ausdrucksformen von Gemeinde und Gemeinschaft zusammenfinden? Schon jetzt gibt es viele solche Zugehörigkeitsweisen: Verbände und geistliche Gemeinschaften, muttersprachliche Gemeindebildungen, Initiativen und Projekte, Gemeinschaft im Kontext von Schulen, Kindertagesstätten, Einrichtungen der Caritas und der Krankenhauseelsorge. Und neue Generationen wären zu ermutigen, eigene Gemeinschaftsformen zu bilden, die spontan und befristet sein dürfen und für die jeweilige Gruppe bessere Voraussetzungen für ein gemeinsames Leben aus dem Glauben schaffen. Das wird in vielen Pfarreien kritisch gesehen. Führt dies nicht zu einer Zersplitterung? Wie kann hier Einheit gelingen? Was heißt es, eine Kirche zu sein, eine Gemeinde? Auf dem Hintergrund dieser Herausforderungen wird es wichtig, zum einen die heutige Vielfalt wahrzunehmen und Menschen zu ermutigen, sich auf neue Wege einzulassen. Auf der anderen Seite ist tiefer zu fragen, worin die tiefe Einheit im Glauben besteht, wie sie sichtbar werden kann, wie sie gelebt werden kann. Denn das ist überall deutlich: die Christ*innen in unseren Gemeinden wollen sich erfahren als eine Glaubensgemeinschaft, die Platz für viele Unterschiede hat.

13. Ehrenamtliche als Ersatzspieler? Von der notwendigen Begleitung der Engagierten

Angesichts der neuen Perspektive des Überpfarrlichen Personaleinsatzes wird eine große Sorge sehr deutlich, die die Christ*innen vor Ort haben. Werden sie nun alleine gelassen? Mit viel Selbstbewusstsein und auch viel Kompetenz setzen sich Engagierte an allen Orten ein. „Aber wir brauchen einen verlässlichen Ansprechpartner“, sagen alle. Und das scheint oft nicht so zu sein. Engagierte Ehrenamtliche spüren oft, dass ihnen Aufgaben zugemutet werden, die sie als Ersatz für Hauptamtliche erscheinen lassen. Da sie keine hinreichende und angemessene Unterstützung bekommen, fühlen sie sich als überforderte Ersatzspieler. Und dann wirkt die Rede davon, dass wir das gemeinsame Priestertum der Getauften stärken wollen, wie eine ideologische Rede, die nur den Mangel überdecken soll. Wo andererseits diese Begleitung vorhanden ist, wo Hauptberufliche einen zugewandten, ermöglichenden Leitungsstil pflegen, ein offenes Ohr für Probleme und Sorgen haben, nachfragen, steigen die Freude und die Motivation. Es ist erfrischend und anziehend, wenn jemand sagt: Meine Aufgabe hier macht mir Spaß, ich bekomme so viel zurück und werde gut unterstützt.“

14. Teams gemeinsamer Verantwortung

An vielen Orten haben sich in unserem Bistum spätestens seit dem Herbst 2014 lokale Teams in den örtlichen Gemeinden gebildet. Sie sind sehr verschieden, haben ein sehr unterschiedliches Selbstverständnis, das zwischen Organisationsteam und Gemeindeleitung changiert. Der Orientierungsrahmen des Bistums¹ ist vielen noch nicht so bekannt, vor allem aber verbinden sich viele Fragen damit. Bei den Besuchen wurde das deutlich. Auch hier stellt

¹ https://www.lokale-kirchenentwicklung.de/fileadmin/etagen_subsitmanager/_Lokale_Kirchenentwicklung/texte/Orientierungsrahmen_TGV_-_neu.pdf

sich die Frage, wie sie gut durch die Hauptberuflichen begleitet werden können, welche Perspektive für die Verantwortung vor Ort entwickelt werden kann und wie eine entsprechende Begleitung aussieht. An vielen Orten werden die Teams sich selbst überlassen, sorgen für das Weiterfunktionieren der Gemeinde vor Ort. Das tun sie mit Bravour, Engagement und Geschick. Aber es besteht die Gefahr, dass sie ausbrennen, wenn keine gute Begleitung ermöglicht wird. Sie brauchen feste Ansprechpartner und gute Unterstützung.

15. Und die Priester und Hauptberuflichen?

Die Veränderungen und die Verwandlung der Kirche von Hildesheim stellt die Priester, Diakone, Pastoralreferent*innen und Gemeindeferent*innen vor große Herausforderungen. Ihre klassischen Rollen verändern sich. Deutlich ist aber, dass sie gebraucht werden wie nie. Der Dienst der Priester in Leitung, Verkündigung und Feier der Sakramente ist den besuchten Gemeinden sehr wichtig – das wurde immer wieder deutlich. Die Begleitung durch die pastoralen Dienste ist wesentlich. Und dennoch ist die Verunsicherung sehr groß, weil sich unterschiedlichste Erwartungen mit pastoralen Personal verknüpfen: auf der einen Seite soll es so sein wie früher – auf der anderen Seite haben pastorale Mitarbeiter*innen heute vor allem begleitende Aufgabe, Priester und Diakone sind nicht zuerst Macher der Pastoral, sondern von Ihnen wird Führung und Inspiration, sakramentale Stärkung erwartet. In diesen Umbrüchen stehen alle Beteiligten vor großen Herausforderungen – die Gemeinden, die Priester, die Diakone, die Hauptberuflichen.

119 – ein ungewöhnliches Resümee

Wenn wir gefragt werden, wie wir die Situation der Pfarrgemeinden unseres Bistums sehen, dann wurde vielfach Überraschung spürbar. Denn wir sehen nicht, dass unsere Pfarrgemeinden sterben. Wir müssen das nicht sagen, um Optimismus zu erzeugen. Wir sind wirklich dieser Überzeugung. So viel Engagement, so viele starke und reife Persönlichkeiten sind uns begegnet, so viel Kreativität und Initiative. Das hat uns keine Sorgen gemacht.

Die Sorge ist eine andere: oft sehen die Pfarrgemeinden selbst nicht, dass sie solche Stärken haben. Es gibt einen resignierten und verletzten Grundton, der dazu führt, dass manche eine langsamen, aber unaufhaltsamen Niedergang spüren. Sie suchen die Schuldigen dafür und vermuten sie in Hildesheim oder Rom.

Richtig daran ist bestimmt, dass in den vergangenen Jahrzehnten vor allem darauf gesetzt wurde, ein bestimmtes kirchliches Gefüge und System zu erhalten – und es zeigt sich, dass das nicht gelingen kann. Der Schmerz darüber ist allgegenwärtig. Wir befinden uns in einem tiefen Wandel – und da wird auch vieles sterben, was uns lieb und teuer ist. Trauer darf sein, muss sein und will getragen werden.

Aber gleichzeitig gilt: in den meisten Pfarreien findet man Initiativen, kleine Aufbrüche, schüchternes Blühen von Initiativen, die schon das Neue bezeugen, das hervorkommt. Das ist zu entdecken in der spirituellen Sehnsucht vieler, in den vielfältigen diakonischen Initiativen, in einer selbstverständlichen ökumenischen Leidenschaft. Es braucht allerdings einen Wandel des Blicks, eine neue Orientierung, einen vertieften Glauben in Gottes Führung. Wie sind wir Kirche in der Diaspora, in unserem Missionsland, wenn wir die gedachte Selbstverständlichkeit der Volkskirchlichkeit verlassen haben?

Unser Eindruck ist also überhaupt nicht negativ, sondern hoffnungsvoll. Natürlich braucht es Signale des Aufbruchs, natürlich einen besseren Austausch über die Glaubenserfahrungen und die Bilder des Neuen. Aber deutlich wurde uns auch: das Neue ist schon da – oft fehlt uns noch die Brille, es gut zu sehen.

15. August 2018

Dr. Christian Hennecke, Christiane Müßig